Geschichte der Heliandforschung

von den Anfängen bis zu Schmeller's Ausgabe.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der germanischen Philologie.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

der

hohen philosophischen Facultät der Universität zu Rostock

vorgelegt

von

Adolf Hedler

aus Schwerin.

Rostock.

Universitäts-Buchdruckerei von Adler's Erben.

1890.

Referent:
Reinhold Bechstein.

Es giebt in der ganzen germanischen Literatur wohl kein Werk, welches so eigenartige Schicksale erfahren, in gleichem Masse unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden gehabt hat, wie die altsächsische Evangelienharmonie, welche man nach dem Vorgange ihres ersten Herausgebers Schmeller „Heliand“ zu nennen gewohnt ist. An der Scheide zweier Dichtungsperioden entstanden, in einer hochentwickelten, aber bereits dem Verfall sich nähernden Kunstform gedichtet, ist sie — schon aus äusserlichen Gründen — nur zu bald der Vergessenheit anheimgefallen. Jahrhundertelang verschollen, wird sie dann im XVI. Jahrhundert durch eine im Laufe der Zeiten von ihr abgesprengte lateinische Praefatio zuerst rein literarisch, im XVII. Jahrhundert auch handschriftlich bekannt. Aber weitere hundert Jahre sollten vergehen, ehe man diese beiden Ueberlieferungen combinierte; und als dies endlich geschehen, und das Interesse für den Heliand auch in weitere Kreise eingedrungen war, wurde seine endgültige Herausgabe, trotz mannigfaltiger und eifriger Bemühungen, immer und immer wieder vereitelt. Menschliche Engherzigkeit, Krieg und Tod schienen sich gegen die Vollendung dieser Aufgabe verbündet zu haben, und nur spärliche Proben gelangten zur Veröffentlichung. So geschah es, dass der Heliand

erst zweihundert Jahre nach seinem Wiederauftauchen vollständig bekannt geworden ist, während der viel unbedeutendere Otfried bereits 1571 seinen ersten Herausgeber gefunden hat. Diese Schicksale erklären auch die langsame, nur Schritt für Schritt fortschreitende Entwickelung der Heliandforschung und die mannigfaltigen Irrtümer, die überall ihren Weg bezeichnen. Andererseits aber ist es erfreulich, zu sehen, dass fast alle literarischen Fragen, welche sich an den Heliand geknüpft haben, bereits vor der ersten, der Schmeller'schen Ausgabe von 1830 aufgeworfen und zum grossen Theil auch richtig beantwortet sind. Doch diese älteren Heliandstudien müssen erst aus bisweilen sehr zerstreuten Bemerkungen in alten Publicationen, Literaturgeschichten, Katalogen und Zeitschriften reconstruiert werden. Denn Rudolf von Raumer, welcher in seiner „Geschichte der germanischen Philologie" zum Beispiel die Bemühungen der einzelnen Gelehrten um Otfried's Evangelienharmonie genauer behandelt, hat über die Geschichte der älteren Heliandforschung nur wenige und kurze Bemerkungen, und auch Herman Paul berichtet in seinem „Grundriss der germanischen Philologie" über diese Zeit wenig ausführlicher.

Da schliesslich auch die Einleitungen zu den Ausgaben, der Natur der Sache gemäss, sich meistens mit einem Hinweis auf den Gang der älteren Forschung begnügen, so dürfte es wohl nicht unangebracht erscheinen, einmal ausführlich und im Zusammenhange die Geschichte des älteren Heliandstudiums darzustellen — hat doch kein deutsches Werk schon vor seiner editio princeps eine so umfangreiche Literatur hervorgerufen, wie diese altsächsische Evangelienharmonie.

I.

Das Werk, selbst für verschollen gehalten, wird allmählig rein literarisch bekannt.

Nur bis in das X. Jahrhundert lässt sich die lebendige Wirkung des Heliand verfolgen, denn aus dieser Zeit stammen die erhaltenen Handschriften, der Cottonianus (C) und der Monacensis (M, früher Bambergensis genannt).*) Dass man noch später das Werk gelesen und verstanden hat, ist kaum anzunehmen. Denn erstens ist die Veränderung und Abschwächung der altdeutschen Sprachformen in diesem Jahrhundert so schnell vor sich gegangen, dass das Gedicht bereits drei bis vier Generationen nach seiner Abfassung veraltet und bald unverständlich geworden sein muss; ferner wurde durch die Einführung des Endreims schon unter den Carolingern die Alliteration in dem Masse bei Seite gedrängt, dass unter den Ottonen stabreimende Gedichte kaum noch als Poësie empfunden worden sind; schliesslich aber hatte die das ganze X. und XI. Jahrhundert beherrschende lateinische Dichtung wie die Production so auch das Interesse an nationaler deutscher Poësie verdrängt. Diese Momente erklären auch andererseits den Umstand, dass die alte, aus einem prosaischen und einem poëtischen Theile be-

*) Hierzu kommt noch ein 1880 in der Prager Universitäts-Bibliothek gefundenes und von Hans Lambel in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1881 herausgegebenes Fragment von 47 Langzeilen (v. 959 bis 1006). Die Verse stehen auf einem Pergamentblatt, welches als Einband eines 1598 zu Rostock gedruckten lateinischen poëtischen Werkes von Markus Hassäus benutzt ist. Cf. Lambel a. a. O. 97 p. 613 ff. Püning „Die Handschriften des Heliand", Recklingshausen 1883.

stehende lateinische Vorrede zu dem Werke uns losgelöst von diesem überliefert ist. Weil man nämlich die Sprache des Heliand nicht mehr verstand, schrieb man aus dem Codex, der ihn enthielt, nur die allgemeinverständliche, weil lateinische, Praefatio ab und bemerkte dazu, sie gehöre zu einem alten in sächsischer Sprache geschriebenen Buche, und die angeschlossenen Hexameter handelten „de poëta et interprete hujus codicis". Der letzte Ausdruck beweist, dass dem Schreiber dieser Ueberschrift auch das Werk noch vorgelegen hat. Dann aber geht die Praefatio ihren eignen Weg, gesondert von Heliand, um erst im XVIII. Jahrhundert wieder mit ihm vereinigt zu werden.

Während nun die Evangelienharmonie selbst noch längere Zeit ihrer Wiederauffindung harren musste, wurde die Praefatio bereits im XVI. Jahrhundert bekannt. Sie wurde zuerst von Matthias Vlacich (Flach) aus Albona in Illyrien, der 1520 bis 1575 lebte und unter dem Namen Matthias Flacius Illyricus als streitbarer lutherischer Theologe und Herausgeber der Evangelienharmonie Otfried's bekannt ist, in seinem „Catalogus testium veritatis", Basel 1562, II. Auflage p. 93 ff.*) mitgetheilt, und zwar ohne Angabe einer Quelle, überhaupt ohne weitere Bemerkung. Dass er die Vorrede noch an ihrer alten Stelle vor dem Heliand selbst gefunden hat, ist schlechterdings unmöglich. Denn er, der

*) Der völlige Titel „Catalogus testium veritatis, qui ante nostram aetatem Pontificum Romanorum primatui variisque Papismi superstitionibus erroribus ac impiis fraudibus reclamaverunt" beweist schon die deutlich hervortretende antikatholische Tendenz des Werkes, auf welche ich noch zurückkommen werde. — Uebrigens giebt Windisch „Der Heliand und seine Quellen", Leipzig 1868, p. 1, Anm. als Druckort des Catalogus irrtümlich Argentinae statt Basileae an.

Herausgeber des Otfried, hat gewiss so viel vom Altsächsischen verstanden, dass er ein in dieser Sprache abgefasstes Werk nicht unerwähnt gelassen hätte, wenn er Kenntniss davon gehabt. Sein Schweigen beweist, dass er nichts vom Heliand gewusst, sondern die Praefatio allein vorgefunden hat. Wo er sie aber entdeckte, theilt er bedauerlicher Weise nicht mit. In der ganzen Literatur, welche die Praefatio hervorgerufen hat, — es sei mir erlaubt einen kurzen Blick auf die neuere Forschung zu werfen — habe ich nun keinen annehmbaren Grund für dieses Schweigen erwähnt gefunden. Auch Windisch Angabe („Der Heliand und seine Quellen" p. 7) „er scheint dies absichtlich gethan zu haben, um den Werth seines Werkes zu erhöhen" ist wenig überzeugend; denn der Werth einer Schrift wird sicher nicht dadurch erhöht, dass man seine Gewährsmänner verschweigt und damit immer den Verdacht einer Fälschung aufkommen lässt. Und in der That ist Flacius diesem Schicksal nicht entgangen: hat doch J. W. Schulte*) die ganze Vorrede als eine Fälschung, zwar nicht des Flacius selbst, aber seines Freundes, des Marcus Wagner Frimarensis erklärt, der, um Stoff für dessen Catalogus zu sammeln, Deutschland und England bereiste. Diese Hypothese, deren Unwahrscheinlichkeit schon daraus erhellt, dass gerade ein

*) „Zur Heliandfrage" in der Zeitschr. für deut. Phil. 1872 IV, p. 52 ff. Er ist aber mit seiner Ansicht allein geblieben, und der einzige, der sie theilt, Heinrich Rückert, nennt seine Argumentation „bedenklich" (Heliand, Leipzig 1876, Einleitung p. II.), trägt aber seinerseits doch kein Bedenken, sich den Resultaten derselben — die Praefatio sei keine Geschichtsquelle für den Heliand — anzuschliessen, ohne indess an die Stelle der von ihm angezweifelten Gründe Schulte's andere setzen zu können.

Fälscher die sofort in die Augen fallenden Widersprüche, an denen die Praefatio so reich ist, vermieden hätte, ganz abgesehen davon, dass einem Gelehrten des XVI. Jahrhunderts das dem Alt- oder Angelsächsischen entnommene Wort vittea (am Schluss des ersten Absatzes der prosaischen Vorrede) kaum bekannt sein konnte, gehört in dieselbe Kategorie, wie Aschbach's Versuch, die Komoedien der Hroswitha als eine Fälschung des Conrad Celtes hinzustellen. Aber nachdem einmal der Geschichtsschreiber Trithemius (1462—1516) von Silbernagel („Johannes Trithemius", Landshut 1868, p. 189—195) als Fälscher bezeichnet ist, haben sich Manche darin gefallen, die Gelehrten des XV. und XVI. Jahrhunderts als ein Consortium gewissenloser Betrüger darzustellen.

Die Ursache aber, welche Flacius veranlasst hat, seine Quelle nicht zu nennen, möchte ich in confessionellen Bedenken suchen. Er hat die Praefatio wahrscheinlich aus einer katholischen Klosterbibliothek und scheut sich darum, in einer Schrift, welche, wie schon der Titel beweist, in scharfen Ausdrücken gegen Papsttum und Katholicismus polemisiert, den Ursprung aus dem feindlichen Lager anzugeben. Waren doch damals, kurz nach der Reformation, die religiösen Gegensätze so auf die Spitze getrieben, dass man confessionellen Gegnern gegenüber auch in nichttheologischen Dingen häufig die objective Unbefangenheit aus den Augen verlor. Dieselben Gründe mögen später den katholischen Franzosen Du Chesne veranlasst haben, als er die Praefatio aus Flacius abschrieb, seinerseits die protestantische Quelle nicht anzugeben.

Seit dem Jahre 1562 also weiss man von einem angeblich verschollenen sächsichen Werke alter Zeit, wenigstens in Deutshland und Frankreich. Nach

England, wo man früh eine Handschrift dieses Werkes auffand, muss die Kunde erst später gedrungen sein; man hätte den dortigen Codex sonst nicht so lange Zeit für ein — dänisches Buch halten können. Zuerst druckte Cordesius in den „Opuscula et epistolae Hincmari archiepiscopi Remensis", Paris 1615, p. 634 ff. die ganze Praefatio aus Flacius ab, dann Andreas du Chesne, oder wie er sich latinisiert nennt: Quercetanus, in den „Scriptores Historiae Francorum", Paris 1636, II p. 326 ff. nur den ersten, gewöhnlich mit A. bezeichneten Absatz derselben, und zwar, wie erwähnt, ohne Quellenangabe.*) Aus Du Chesne ging dann die Praefatio in die älteste deutsche Literaturgeschichte über, in Daniel Georg Morhofens „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poësie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen." Mir lag von dem Werke, dessen erste Ausgabe bereits 1682 erschien, leider nur die zweite, nach Morhof's Tode (er starb 1691) von seinen Erben herausgegebene Auflage von 1700 vor. Es heisst hier in Theil II, cap. 7, p. 283 folgendermassen:

„Caroli des Grossen Sohn, Ludovicus, hat sich bemüht, die gantze Heilige Schrifft in Teutsche Verse zu bringen, damit auch das gemeine Volck den Verstand haben, und sie zugleich dem Gedächtniss einverleiben könnte. Dieses erwähnet Andr. du Chesne tom. 2, p. 326. welcher, aus der Vorrede eines alten, in Sächsischer Sprache geschriebenen,

---

*) Zwar hat Windisch (a. a. O. p. 6 ff.) aus verschiedenen Textabweichungen schliessen wollen, dass Flacius nicht Du Chesnes Quelle ist, doch wies gegen ihn J. W. Schulte (a. a. O p. 49 ff.) überzeugend nach, dass Du Chesne nicht nur das im Catalogus unmittelbar auf die Praefatio folgende Stück, sondern aus einem höchst auffälligen gemeinsamen Interpunctionsfehler, dass er auch die Praefatio selbst dem Flacius entnommen. Dieser bleibt also alleinige Quelle für alle folgenden.

Buchs, dieses zum Zeugniss angeführet.“ Er citiert nun die beiden Stellen „Nam cum divinorum“ bis „lectio panderetur“ und „Juxta morem“ bis „possumus appellare“, wo Du Chesnes Abschrift abbricht, und setzt dann hinzu: „Diese ist ohne Zweifel die älteste Uebersetzung, die in den Historien zu finden.“ Der letzte Ausdruck beweist, dass er das Werk selbst für verloren hält und die Kunde von dessen einstmaliger Existenz nur aus der Geschichte schöpfen zu können glaubt.

Bedeutend ausführlicher und wissenschaftlicher äussert sich bereits neun Jahre später Jacob Friedrich Reimman in seinem für die damalige Zeit vortrefflichen und darum auch von Lessing rühmlichst erwähnten „Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam sowohl insgemein, als auch in die Historiam literariam derer Teutschen insonderheit“. Hall in Magdeburg 1709, B. II., p. 150, p. 194, p. 263 ff. Wenngleich dies Werk mehrere Jahre nach den ersten Veröffentlichungen aus der Cottonianischen Handschrift (darüber im folgenden Theil) erschienen ist, weiss Reimman von dem Vorhandensein derselben noch nichts, er kennt aber die Praefatio nicht nur aus Morhof, also Du Chesne, sondern schon aus Flacius selbst, und zwar citiert er „Catalogus testium veritatis p. 1035, hat also nicht die uns vorliegende Ausgabe von 1562, wo die Praefatio p. 93 ff. steht, benutzt. Dann führt er ausser „Haimonis conclusiones ad Historiam Ecclesiasticam a Joh. Madero 1670“ auch eines „Meieri dissert. de antiquiss. vers. Bibl. Germ.“ als Quelle an. Letzteres ist wohl die erste Dissertation, welche über diesen Gegenstand geschrieben, von der ich aber nichts weiter habe in Erfahrung bringen können, nicht einmal Jahr und Ort ihres Erscheinens.

Während Morhof die Praefatio aus Du Chesne

nur abschrieb und fast nichts dazu bemerkte, hat Reimman, dem sie aus Flacius vollständig vorlag, eingehend darüber gehandelt, und ihm sind bereits die mannigfaltigen Widersprüche derselben nicht entgangen, die er, so gut es geht, zu entwirren versucht. Er erzählt zunächst an der Hand der „Versus" (p. 264) „dass es ein armer einfältiger Bauersmann in Sachsenlande gewesen, der habe des Morgens seine Ochsen ins Gras gejaget, und habe sich dabey auff die Erden niedergeleget, und sey eingeschlaffen. In dem Schlaffe habe er einen Traum, und in dem Traum ein Gesichte gehabt, da ihm gedaucht, es führe eine Stimme vom Himmel, und gebe ihm Befehl, er solle die 10. Gebote in teutsche Verse setzen." — So giebt er die Worte „praecepta sacra" der Versus wieder. — „Und ungeachtet er wohl Zeit seines Lebens noch keine Verse gemacht, so habe er doch dem Göttlichen Befehl gehorsamet, und seine Hand an das Werck geleget. Es sey ihm auch dasselbe so wohl gelungen, dass man dergleichen Verse hernachmals gar wenig gesehen hat. Tanta namque, sagt der Flacius l. c.", dessen Worte er nun bis „divina agit scriptura" citiert. Dann setzt er hinzu: „Und dieses mag auch wohl die Ursach gewesen seyn, dass er hernachmahls von dem Kaiser Ludovico Pio Befehl übernommen, er solte das Alte und Neue Testament in teutsche Verse bringen, damit dasselbe auch von denen Laien könte gelesen werden." Reimman verbindet also die beiden in der Praefatio unvermittelt neben einander stehenden Traditionen, einerseits die Berufung eines non ignobilis vates durch den Kaiser, andererseits eines agricola artis hujus ignarus durch eine göttliche Stimme in sehr geschickter Weise mit einander, indem er den „armen einfältigen Bauersmann" erst auf göttlichen Befehl die zehn Gebote ins Deutsche über-

tragen und dadurch zu einem berühmten Dichter werden lässt, der dann Ludwig des Frommen Aufmerksamkeit auf sich zieht und von ihm zur Ausführung des grossen Werkes veranlasst wird. Dieses ist aber, so klagt er, (p. 194) „in denen unachtsamen Zeiten wiederum verlohren gangen." Er hat also bereits die noch heute umstrittene Praefatio-Frage zu lösen versucht und verdient somit — vorbehaltlich der mir nicht näher bekannten Mader und Meier — den ersten Platz in der eigentlichen Heliandforschung, denn die früheren Gelehrten haben sich nur auf die einfache Wiedergabe des Textes beschränkt.

Reimmans Ausführungen haben aber nicht die verdiente Beachtung gefunden*) und sind selbst den Mitarbeitern an dem grössten deutschen Sammelwerke des vorigen Jahrhunderts, an Schilters Thesaurus entgangen. Denn Johannes Frickius, der Herausgeber des ersten Theils (Ulm 1728, p. VII) kennt nur das von Du Chesne**) mitgetheilte Stück der Praefatio aus Morhof und B. Kortbolt: Lib. de variis Scripturae editionibus cap. 25, p. 321, und bemerkt dazu, er wisse nicht, was er zu dieser Uebersetzung sagen solle. Denn die rhytmische Paraphrase, in der die Verse vorkommen:

„Si sprachen, des mag nit geschehen,
Dasz die Landliute sehen,
Dasz uuir hier auf unser Leben
Solchez Opffer uuellen geben" u. s. w.

könnte nicht gemeint sein, weil die Sprache auf eine spätere Zeit hinweise. Die Annahme aber einer

*) Auch von Bahder „die Deutsche Philologie im Grundriss" erwähnt ihn nicht. Er ist hier § 98 p. 198 hinter Nr. 2362 nachzutragen. Dagegen widmet ihm Prantl in der Allgemeinen Deutschen Biographie B. XXVII 1888, p. 716—717 einen längeren Artikel.

**) Er citiert irrtümlich II, p. 220 statt II, p. 326.

Verwechselung des erwähnten sächsischen Werkes mit Otfried und demgemäss Ludwig des Frommen mit Ludwig dem Deutschen würde einen „nimis crassum errorem" voraussetzen. Daher hätte wohl Morhof Recht, der das Gedicht für verloren hält. Dies lesen wir in der Praefatio generalis des Thesaurus, während in demselben Bande unter den Monumenta Catechetica Theotisca p. 82 ein Stück aus dem Heliand selbst abgedruckt ist. Es laufen also die beiden zusammengehörigen Theile, Vorrede und Text, noch unvereint neben einander her, obwohl auf ihren Zusammenhang bereits vor mehreren Jahren von Eccard hingewiesen war: ein Zeichen, wie langsam die Communication damals selbst in der Gelehrtenwelt war.

Ganz abweisend verhält sich Wilhelm Petersen in seiner Preisschrift „Ueber die Hauptepochen der deutschen Sprache", (in den Schriften der Mannheimer deutschen Gesellschaft 1787, Theil III) und auf ihm fusst Johann Gottfried Eichhorn, der in seiner „Allgemeinen Geschichte der Cultur und Literatur des neueren Europa", Göttingen 1796, B I, 1, p. 216 Anm. u gegründete Zweifel hegt, ob „Ludwig der Fromme wirklich, wie vorgegeben wird, die h. Schrift in deutsche Verse von einem sächsischen Dichter habe bringen lassen." Andere bekannte Literarhistoriker des vorigen Jahrhunderts schweigen gänzlich: so Leonhard Meister in der Londoner (1777), wie in der Heidelberger (1780) Ausgabe seiner „Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und Nationallitteratur", so Johann Adolf Nasser in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie", Altona und Leipzig 1798, sogar noch 1829 findet sich in Georg Reinbeck's „Abriss der Geschichte der deutschen Dichtkunst" kein Wort über den Heliand.

II.

Die erste Bekanntschaft mit den Handschriften.

A.

Der Cottonianus.

Während man also bis in unser Jahrhundert hinein in Deutschland theils nur durch die Praefatio, theils überhaupt keine Kunde vom Heliand hatte, befand sich — seit wann, ist nicht festzustellen — eine Handschrift dieser Dichtung in der Bibliothek des Sir Robert Cotton in Westminster unter dem Titel: Codex quatrunus oder quadrumanus. Eine genaue Beschreibung der Handschrift geben Schmeller (II p. VII ff.) und Sievers (Einleitung p. XIII ff.), so dass hier füglich davon abgesehen werden kann. Sir Robert Cotton starb im Jahre 1631, hat also im Anfange des XVII. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die Praefatio in Deutschland und Frankreich schon bekannter wurde, und man begann, den Verlust des darin so gepriesenen Werkes zu beklagen, dieses handschriftlich besessen. Aber wenn er auch wirklich von der Praefatio gehört haben sollte, so konnte er doch nicht wissen, dass sie sich auf den in seinem Besitz befindlichen Codex bezog, denn jene spricht von einem deutschen Werk, dieser aber galt für ein dänisches Buch. So sehen wir den Heliand, dessen Spuren wir im X. Jahrhundert unter den Anzeichen mannigfaltiger Mythenbildungen, wie sie die Versus und die Interpolationen der Praefatio zeigen, verlieren, nach siebenhundert Jahren in England wieder auftauchen, umgeben von einem anderen Sagennebel, den zu zerstreuen die Wissenschaft erst längere Zeit bedurfte. Der Cottonianische

Codex trägt also die Aufschrift „Quatuor Evangelia in lingua Danica. Liber quondam Canuti Regis“, und zwar von der Hand eines Richard James, wie die älteren Excerpenten, zum Beispiel Nyerup in den „Symbolae ad literaturam teutonicam antiquiorem“, Hafniae 1787, berichten. Wann dieser Richard James gelebt, und wer er gewesen, habe ich nicht ermitteln können. Sollte er etwa weniger ein Gelehrter, als ein Liebhaber und Sammler alter Bücher gewesen sein? Mir möchte es wenigstens fast scheinen, als ob der Titel mehr an eine Antiquitätensammlung, als an einen wissenschaftlichen Bücherkatalog erinnere; klingt doch „Eine dänische Evangelienharmonie, einst im Besitz des Königs Kanut“ kaum anders, als „Eine Damascener Klinge, einst im Besitz des Königs Richard“ und ähnliches. Richard James, oder ein früherer Besitzer des — wie er sah — sehr alten, nicht angelsächsischen, im Uebrigen ihm aber ganz unverständlichen Buches suchte sich zu erklären, wie dieses wohl nach England gekommen sein mochte. Da er nun wusste, dass ungefähr in der Zeit, auf welche die Schriftzeichen deuteten, die Dänen in grosser Zahl in England gewohnt und geherrscht hatten, kam er auf die naheliegende Vermuthung, den Codex für einen dänischen zu halten, und um dessen Werth bei den Bücherliebhabern noch zu erhöhen, schrieb er ihn kurzer Hand dem Hauptrepräsentanten des Dänenthums, dem Könige Kanut zu. Dieser an sich unbedeutende Umstand ist für die Geschichte der Heliandforschung von weittragender Bedeutung gewesen. Denn da man, und zwar nur auf James Autorität hin, das Buch für ein dänisches hielt, interessirten sich deutsche Gelehrte nicht in dem Masse für das angeblich fremde Werk, dass sie es besonderer Beachtung für werth gehalten hätten. Während daher weit un-

bedeutendere deutsche Werke bereits im XVI. Jahrhundert zum Druck gelangten, liess die Ungunst des Geschickes, welche den Heliand Jahrhunderte hindurch, wie kaum ein anderes Buch verfolgt hat, ihn in der wenig zugänglichen*) Bibliothek Robert Cottons unbenutzt liegen.

Hier fand ihn endlich Franciscus Junius, ein geborener Heidelberger, der aber fast sein ganzes Leben (1589—1677) in Holland und England zubrachte, las ihn mit grossem Verständniss, wie seine Bemerkungen ausweisen, liess sich aber durch die Aufschrift „Liber Canuti" täuschen und zu eigenartigen Combinationen verleiten. Er suchte nämlich die Ueberlieferung, die von einem dänischen Buche spricht, und die ihm vollständig klare Thatsache, dass es kein dänisches Werk war, in der Weise zu vereinigen, dass er den Verfasser zu einem Angelsachsen machte, welcher diese Evangelienharmonie für den Dänenkönig Kanut geschrieben habe, und zwar, um ihm das Verständniss zu erleichtern, in einer Art angelsächsisch-dänischem Mischdialect. „Fortasse", sagt er in der Vorrede zu seinen Excerpten, „tunc temporis major adhuc fuerit affinitas Anglosaxonicae Danicaeque dialecti cum Gothica vetere — den man bekanntlich für die germanische Muttersprache hielt — atque adeo studuerit Autor hanc

*) Selbst noch gegen Ende des XVII. Jahrhunderts war die Bibliothek in Abwesenheit des Besitzers geschlossen. So klagt Georg Hickes im „Catalogus veterum Librorum septentrionalium", Oxoniae 1689, p. 176: Er sei nach Westminster gereist, um sich die Erlaubniss zu erbitten, in der cottonianischen Bibliothek arbeiten zu dürfen. „Sed heu! ex animi sententia res minime successit. Nam, absente domino, non patuere Bibliothecae fores per sesquimensem, quo suavissimum ejus adventum (interea enim ruri continuo haesit) avide exspectabam. Diuturnioris igitur morae impatiens domum remigravi, infortunium in reditu dolens meum u. s. w.

paraphrasticam Evangeliorum translationem per quandam affinium dialectorum mixturam accommodare captui Regis, doctrina salutari nuperrime imbuti, forte an adhuc imbuendi;" also sogar den Zweck des Werkes hat er zu erklären versucht. Aus dem „Danice" der Tradition macht Junius nun, der Wahrheit schon einen Schritt näher kommend, ein „Danosaxonice", und selbst nach der ästhetischen Seite hin giebt er sein Urtheil ab, indem er sagt: „Stylo Caedmoniano, i. e. grandiloquo dicendi genere, conscripta sunt omnia". Damit stellt er den Heliand neben den angelsächsischen Dichter Caedmon, und wie hoch dieser damals geschätzt wurde, beweist die Bemerkung des Georg Hickes in der Praefatio seiner „Institutiones grammaticae anglosaxonicae et moesogothicae", Oxoniae 1689: „In Sublimi (nämlich genere dicendi) nihil Caedmone vere sublimius, nihil augustius, sive apud Graecos, sive apud Latinos Poëtas". Solch Lob lässt der erste Gelehrte, der den Heliand wirklich verstand, diesem in seinen einfachen Worten zu theil werden. Die umfangreichen Excerpte, welche Franciscus Junius aus der Evangelienharmonie anfertigte, werden als Codex Junianus 103 in der Bibliotheca Bodleyana zu Oxford aufbewahrt, eine spätere Abschrift dieser Excerpte vom Dänen Friedrich Rostgaard kam in die königliche Bibliothek zu Kopenhagen.*)

Erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts begann man an dem Märchen vom Könige Kanut zu zweifeln. Thomas Smith, welcher den von Hickes — wie wir p. 16 Anm. sahen — sehnlich

*) Cf. Hickes a. a. O. p. 146 und 175, Nyerup a. a. O. Praefatio p. XXII, Sievers Heliand. Halle, 1878, Einleitung p. XV ff.

erwünschten „Catalogus librorum manuscriptorum Bibliothecae Cottonianae (Oxoniae 1696) nach eigner Anschauung veröffentlichte, bemerkt p. 33 kurz „Liber dicitur fuisse quondam Regis Canuti. Unde vero id probari possit, mihi non constat.“ Er nennt die Sprache „Francico-Danica“, also nunmehr die dritte Bezeichnung, und lässt das Werk circa id tempus, nämlich Regis Canuti entstanden sein, was er aus den Schriftzeichen schliesst, den characteribus, qui a Saxonicis — er meint doch wohl Angelsächsischen — non multum abludunt.

Von epochemachender Bedeutung aber für die Heliandforschung war der mehrfach erwähnte Georg Hickes, gleichfalls ein Engländer, der von 1642—1715 lebte. Er machte nämlich nicht nur in seinem 1705 in Oxford erschienenen „Linguarum veterum septentrionalium thesaurus“ endlich Theile des Cottonianus der gesamten Gelehrtenwelt durch den Druck zugänglich,*) sondern er leitete vor Allem die Forschung nach der literarischen, sowie nach der ästhetischen Seite hin in die richtigen Bahnen. So erklärte er die Notiz von dem Könige Kanut für eine „alte Sage“, auf die er des Weiteren nicht eingeht, und die von nun an aufhört, ihren hemmenden Einfluss auf die Entwicklung des Heliandstudiums auszuüben. Die Sprache hat er ursprünglich, mit Franciscus Junius, für sehr altes Angelsächsisch gehalten, welches damals noch grosse Aehnlichkeit mit der alten Germanischen Ursprache gehabt haben müsse. Er meint nämlich, das Werk sei um 601 geschrieben, also erst 150 Jahre nach der Invasion der Angeln und Sachsen in England. „Non desunt“ äussert er sich in der Grammatica

*) Sie sind von Sievers a. a. O. Einleitung p. 16 genau angegeben.

Francotheotisca p. 6, „eaque non contemnenda argumenta, quae me olim, ut crederem, induxerunt, eum ab aliquo antiquo Anglosaxone scriptum fuisse, qui florebat haud multo post receptam ab Anglosaxonibus fidem, circiter 601, scilicet ante ingressum Danorum in anno 793. In hoc enim temporis intervallo", fährt er zur Begründung fort, „Anglosaxones non potuerunt non quasi loqui et scribere Francotheotisce, in puro illo et adhuc haud multum adeo mutato sermone, quem majores eorum Angli et Saxones e Germania secum in Brittaniam tulerunt." Dann aber ist er von dieser Meinung zurückgekommen und hält nun den Verfasser für einen Franken, welcher ungefähr in der Zeit Karls des Grossen gelebt habe. Die Sprache nennt er Francotheotisca, versteht aber nicht reines Fränkisch darunter, sondern Fränkisch und Sächsisch, also Hoch- und Niederdeutsch. Er sucht diese Vereinigung auch in seiner Grammatica Francotheotisca durchzuführen, wodurch er natürlich manche Verwirrung anrichtet. Hickes hat also die Wissenschaft von dem dänischen Mythus befreit und endlich das Werk dahin gewiesen, wohin es gehört, nach dem Karolingischen Deutschland.

Er hat aber auch zweitens die poëtische Gestalt des Heliand erkannt und auf dessen metrische Eigentümlichkeiten hingewiesen. Er nennt den Codex „poëticus et paraphrasticus, qui cum metro rhytmoque, tum orationis structura et stylo, cum paraphrasi Geneseos, Caedmoni vulgo adjudicata, convenit". Er findet vor Allem fünfsilbige Verse mit einem Dactylus im Anfang, hat also folgendermassen gemessen:

— ⏑ ⏑ — ⏑
Manega waron
— ⏑ ⏑ — ⏑
That siu begunnun

und so weiter, womit er freilich nicht das innerste Wesen der Stabreimpoesie trifft, aber doch eine Art Zweihebungstheorie mit häufiger zweisilbiger Senkung, oder richtiger zweisilbigem Auftakt aufstellt. Seine Entdeckung ist um so anerkennenswerther, als der Codex „Continuo", ohne Versabbruch geschrieben ist, und sogar fast durchweg die Puncta metrica, die Bezeichnungen des Versabschlusses, welche in Gestalt eines Punktes oder Striches bei fortlaufender, nicht abgebrochener Schrift eingefügt zu werden pflegen, fortgelassen sind, was er gleichfalls richtig bemerkt hat.

Was die äussere Form anlangt, so hat er erkannt, dass der Schreiber, das heisst der Abschreiber des Cottonianus ein Angelsachse gewesen ist, und spätere Kenner haben ihm hierin beigestimmt.

Schliesslich aber hat er nach der ästhetischen Seite hin treffende und von grossem Verständniss zeugende Bemerkungen gemacht, welche sogar zum Theil mit denen der Praefatio übereinstimmen, ohne dass diese ihm bekannt, sein Urtheil also etwa beeinflusst wäre. Auch er hebt, gleich der Praefatio, die copia verborum, den Reichtum, die Fülle des Ausdrucks hervor, dazu die magnificentia dictionis, die erhabene Würde der Diction, und stellt das Werk wegen der vetustas purissimi sermonis (Praefatio: clare pronuntiatione) unmittelbar neben den Ulfilas. Sein Endurtheil fasst er in den Worten zusammen, dass der Cottonianus, als „Aureus" hoch über allen Werken germanischer Literatur stehe, (Praefatio: ut cuncta theudisca poëmata suo vincat decore) und nur dem altehrwürdigen Codex Argenteus zu weichen brauche.

So hat Georg Hickes auf literarischem wie auf ästhetischem Gebiete die alten Hindernisse fortgeräumt und den Grundstein gelegt, auf dem die spätere

Forschung hat weiter bauen können. Jetzt erst, nachdem das Werk als ein echt deutsches, der Karolingerzeit angehöriges Gedicht erkannt und Theile desselben allgemein zugänglich gemacht waren, widmete man ihm in Deutschland die Aufmerksamkeit, die es als angeblich dänisches oder angelsächsisches nie gefunden hätte. Und doch sollten noch 125 Jahre vergehen, bis die erste Ausgabe dieses „goldenen" Werkes erfolgte.

B.

Der Bambergensis.

Viel kürzer als die Geschichte der englischen ist die der deutschen Heliandhandschrift.*) Obwohl sie wie der Einband beweist, wenigstens seit 1611 sich in der bambergischen Stiftsbibliothek befand, erfuhr man erst 1720, also 15 Jahre nach den ersten Veröffentlichungen aus dem Cottonianus von ihrem Dasein. Der bischöflich würzburgische Bibliothekar Georg Conrad Siegler hatte sie gesehen und einen Vers aus ihr dem Benedictiner Bernhard Pez in Mölk in Oesterreich mitgetheilt. Von diesem erfuhr es Johann Georg Eccard, dem wir die erste Erwähnung des Bambergensis verdanken. Eccard aber hat den Codex vergeblich gesucht und erst 1794 wurde er durch einen glücklichen Zufall entdeckt, worüber des Näheren im folgenden Theil zu handeln sein wird.

*) Genaue Beschreibung bei Schmeller II, IX ff. und Sievers, Einleitung p. XI ff. und XVII ff.

III.

Die Bemühungen um die Herausgabe des Heliand.

A.

Johann Georg Eccard.

Eine neue Epoche der Heliandforschung beginnt mit dem vielgewandten und -gewanderten Johann Georg Eccard, oder ab Eckhart, wie er sich seit seiner Nobilitierung 1719 schreibt. Er war nicht nur der erste deutsche Gelehrte, — wenigstens soweit ich sehen kann — der sich mit dem Cottonianus beschäftigte, nicht nur der erste, der den bamberger Codex für eine andere Handschrift der cottonischen Evangelienharmonie erklärte, sondern er war auch der erste, welcher auf den Zusammenhang der oben besprochenen lateinischen Praefatio mit dem Heliand hingewiesen hat. Man hat in unserer Zeit vielfach behauptet, dass diese Verbindung mehr geschadet als genützt, die Forschung auf falsche Bahnen gebracht und viele unnütze Polemik veranlasst hat. Aber wenn man auch jetzt bei unserer fortgeschrittenen Erkenntniss der Sache vielleicht sagen kann: wir erfahren durch die Praefatio nichts, was wir nicht auch aus dem Werke selbst lernen könnten, so traf dies damals nicht zu. Denn man erfuhr thatsächlich durch die Praefatio, was man vorher noch nicht gewusst. Noch Hickes, in jener Zeit wohl der beste Kenner des Heliand, hatte die Sprache Francotheotisca genannt und das Gedicht in die Zeit Karls des Grossen gesetzt, und es ist sehr zweifelhaft, ob Eccard, dessen grammatische Kenntnisse nach Grimms Urtheil (Deutsche Grammatik, 1819, I. Theil p. LXXIII) „nur oberflächlich" waren, es ohne die

Praefatio richtig einem Sachsen unter Ludwig dem Frommen zugeschrieben hätte. Diese historische, wenn auch nur relative Bedeutung der Vorrede werden selbst diejenigen nicht bestreiten, die von ihrem absoluten Werth nicht überzeugt sind. Es bezeichnet somit Eccards Combination einen wichtigen Fortschritt in der Entwickelung des Studiums.

Bereits 1720, als er noch Protestant und Historiograph in Hannover war, berichtet er in der Schrift „Veterum monumentorum catecheticorum theotiscorum Quaternio", Lipsiae, in der vita St. Hathumodae Abbatissae Gandersheimensis p. 41, es habe damals schon in Deutschland eine Uebersetzung in die Muttersprache gegeben, welche ein sächsischer Dichter unter Ludwig dem Frommen verfasst habe. „Testis est Praefatio ejus apud Quercetanum, quam tamquam notatu dignissimam, hic inseremus." Es folgt nun die kürzere Fassung aus Du Chesne — er kennt nur diese und nicht die ganze Praefatio, wie sie Flacius mittheilt — und zwar mit den Druck- oder Schreibfehlern desselben, worauf er bewundernd hinzufügt: „Mirum est a Saxone praestitum, quod ante eum per tantum temporis politissima tunc Francorum gens ne tentaverit quidem." Diese Worte beweisen, dass er ein klareres Bewusstsein von dem Stammesunterschied zwischen Sachsen und Franken gehabt hat als Hickes, welcher in seiner Grammatik das Sächsiche nur als eine Spielart der Francotheotisca behandelte.*) Aber, fährt Eccard dann fort, hätten doch die Franzosen, welche uns die Praefatio überliefert haben, auch das Werk selbst veröffentlicht, oder wenigstens angegeben, wo es zu finden wäre! Er glaubt also, dass Du

*) Er fügte zum Beispiel zu den altfränkischen Paradigmen die sächsischen Formen mit der Bezeichnung „more Saxonico" hinzu.

Chesne*) in der That den Codex selbst gesehen hat, was aber nicht der Fall gewesen ist. Aber das gerühmte Werk ist nicht verloren, denn „Extat", fährt er nachdrücklich p. 42 fort, „in Bibliotheca Cottoniana Codex Vetustus Evangelicam historiam poëtice conscriptam complectens, quem ego partem operis suspicor a poëta Saxone compositi." Also „einen Theil" des in der Praefatio geschilderten Werkes nennt er den Heliand und sucht damit den offenkundigen Widerspruch zu beseitigen, der darin beruht, dass die Vorrede von einer Uebertragung des alten und neuen Testamentes spricht, während das erhaltene Werk nur eine Paraphrase der Evangelien ist. Er hat damit zuerst eine Frage berührt, welche die neuere Forschung vielfach beschäftigt, aber bis jetzt noch nicht in allgemein zufriedenstellender Weise beantwortet hat.

Seine Combination gründet Eccard auf die Sprache des Heliand: „differt enim sermo in eo expressus a dialecto Anglosaxonica, et Francica dialectus ubique Saxonicae intermixta invenitur, ut facile appareat, opus compositum esse a Saxone, inter Francos educato." Es entzieht sich der Beurtheilung, ob Eccard selbst fränkische Formen entdeckt zu haben glaubte, oder ob er seine Kenntnis nur aus Hickes schöpfte, welcher die beiden Dialecte durcheinander mischte. Ausserdem dürfte doch aus dem Vorkommen fränkischer Formen nicht so „leicht" folgen, dass der sächsische Dichter gerade eine fränkische Erziehung genossen haben müsste.

*) Nur dieser kann trotz des Plurals „Galli" gemeint sein. Cf. Windisch, a. a. O. p. 9. Uebrigens bemerkt noch 70 Jahre später E. J. Koch (Compendium der deutschen Literatur-Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1781, I. Aufl., Berlin 1790, p. 21) Du Chesne „soll die ganze Arbeit handschriftlich vor sich gehabt haben," ein Irrtum, den auch von der Hagen „Grundriss" p. XXV und J. Grimm a. a. O. p. LXV theilen.

Hierdurch wird aber Eccards Bedeutung durchaus nicht geschmälert, welche darin beruht, dass er zuerst, wenn auch mehr unter dem Einfluss der Praefatio, als aus eigner Sprachkenntniss, das Werk richtig für ein sächsisches erklärt hat. Es ist damit den Bezeichnungen als dänisches, dänisch-sächsisches, dänisch-fränkisches, fränkisch-deutsches und angelsächsisches definitiv ein Ende gemacht. Seine Combination ist aber noch dadurch bestärkt worden, „quod harmonia illa Evangeliorum, uti ab Hickesio communiter appellatur, non solum in Anglia extet, sed etiam in Germania inveniatur. Id enim me docuit specimen ex vetustissimo codice Wirceburgensi mihi a. M. R. P. Pezio transmissum." Es ist dies die erste öffentliche Erwähnung des Codex Bambergensis, den Eccard irrtümlich nach Würzburg versetzte, aber nur aus dem Grunde, weil Conrad Siegler, von dem Pez diese Mitteilung hatte, als bischöflicher Bibliothekar daselbst seinen Wohnsitz hatte. Dies ist von einiger Bedeutung, weil Eccard hierauf seine Verfasserhypothese baute. Da ihm nämlich der zweite Theil der Praefatio und die Versus nicht bekannt waren, weil seine Quelle, Du Chesne, nur den ersten Absatz abgedruckt hatte, so konnte auch der „agricola, artis ejus penitus ignarus" aus dem später der Mythus von dem „Volkssänger" geworden ist, sein richtiges Urtheil, dass der Dichter ein Geistlicher gewesen sein müsse, nicht beeinträchtigen. Da er aber fälschlich annahm, und zwar nur, weil er den Codex in Würzburg vermuthete, dass der Verfasser mit diesem Bistum in näherem Zusammenhange gestanden habe, und wegen der fränkischen Formen glaubte, dass er in Franken erzogen sei, suchte er ihn in dem sächsischen Bischof Badurad von Paderborn, welcher allerdings „Wirceburgi in virum perfectum moribus et eruditione pro-

fecerat.“ Diese erste Verfasserhypothese, welche eine Zeit lang gläubig nachgesprochen ist, fällt schon dadurch in sich zusammen, dass weder der Codex in Würzburg gewesen, noch fränkische Erziehung des Verfassers nachweisbar ist. Noch weniger auf Thatsachen stützt sich seine weitere Hypothese, der Cottonianus sei von „Johannes, genere Altsaxo sive Westphalus, quem Alfredus Rex ad se vocavit et Abbatem Aethelingiensem constituit ob doctrinae eminentiam“ von Deutschland nach England gebracht worden. Immerhin bleibt aber Eccards zweites Verdienst um die Entwicklung des Heliandstudiums, dass er zuerst in dem Dichter mit Recht einen Geistlichen erkannt hat.

Nach neun Jahren — er hatte inzwischen grosse Reisen gemacht, eine noch grössere Schuldenlast contrahiert, darum aus Hannover fliehen müssen und war schliesslich zur katholischen Kirche übergetreten (1724) — bespricht er in seinem grossen Werke „Commentarii de rebus Franciae orientalis“ Wirceburgiae 1729, II Th. p. 324 ff., die Sache in der nämlichen Weise. Er hat nur einige Fehler Du Chesnes corrigiert,*) von dem er mit noch bestimmteren Worten: „Prologus, quem A. Quercetanus Libro Saxonico praefixum invenit“ erklärt, dass er den Codex gesehen. Dann schildert er, wie er sich in Würzburg, wo er nach seiner Convertierung als bischöflicher Bibliothekar lebte, vergeblich nach dem Sieglerschen Codex umgesehen habe. Er bedauert das vermeintliche plötzliche Verschwinden der Handschrift, hat aber im Uebrigen nur in der Darstellung Aenderungen vorgenommen, welche die Sache selbst nicht modificieren. An weiteren Nachforschungen hinderte ihn der Tod, welcher ihn im nächsten Jahre (1730) ereilte.

*) Cf. Windisch a. a. O. p. 8 und 9.

Sein Verdienst um die Entwicklung der Heliandforschung beruht also nicht nur darin, dass er den Zusammenhang zwischen der Praefatio und dem Werke selbst entdeckt, sondern vor Allem darin, dass er mit klarem Blick auf einen geistlichen Verfasser hingewiesen hat. Die spätere Entwicklung wird zeigen, wie man von dieser richtigen Erkenntniss wieder abgewichen ist. Mit ihm kann man die lange Reihe der Gelehrten beginnen, welche sich um eine vollständige Herausgabe des Heliand bemüht haben, mit grossem Fleiss, mit vielem guten Willen, aber ohne Erfolg.

B.

Aus Gottsched's Umgebung.

Das Missgeschick, welches den Heliand so lange verfolgt hat, zeigt sich auch darin, dass die Entdeckung Eccards und die sich daran anknüpfenden Ausführungen Jahrzehnte lang unbeachtet geblieben sind, vielleicht, weil man in der theologischen Quaternio und den historischen Commentarii keine literarischen Dinge vermuthete. So ist Hickes von Eccard längst überholter Standpunkt für die ganze Folgezeit massgebend gewesen. Aus ihm druckte auch Johannes Schilter in den Monumenta Catechetica Theotisca*) p. 82 ein Bruchstück ab, wie oben erwähnt, in demselben Bande, in dessen Einleitung über die Praefatio und das in ihr erwähnte angeblich verlorene sächsische Werk gesprochen wird. Es ist die Paraphrase des Vaterunsers, v. 1600—1615, mit geringen Fehlern, zum Beispiel ist aus *giuuihid* durch Verlesung des *ui*

*) Die Monumenta Catechetica bilden den vorletzten, selbstständig paginierten Abschnitt des ersten Bandes des „Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum", Ulmae 1728.

in *m* das ganz unverständliche *giumhid* geworden, und einer verhältnissmässig genauen lateinischen Uebersetzung. In der Ueberschrift bemerkt Schilter, die „formula" sei „stylo admodum antiquo ad Belgicum accedente" abgefasst, womit er Hickes „Francotheotisce" wiedergiebt. Ebensowenig wie hier wird auch in einer kleinen, 1733 in Gotha erschienenen Schrift des dortigen Rectors Johann Heinrich Stuss Eccard's Erwähnung gethan. Es wird über diese Schrift in den „Beiträgen zur kritischen Historie der Deutschen Sprache Poësie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig", deren Seele bekanntlich Gottsched war, 1734 (II. B. VII. Stück, II. p. 413 ff.) ausführlich referiert. Der Verfasser spricht den Wunsch aus, es möge noch ein „zweyter und dritter Schatz altdeutscher Ueberbliebener Schriften", ähnlich wie Schilter's Thesaurus, herausgegeben werden, und vor Allem möge „aus denen in der Cottonischen Bibliothek zu Westmünster übrig behaltenen, und noch nie gedruckten Handschriften mit darein gebracht werden, der sogenannte Codex quatrunus Franco Theotisce scriptus circa tempora Caroli Magni. Es ist dieses Werk nichts anderes, als eine in poetischer Schreibart abgefasste Harmonie der vier Evangelisten" und so weiter. Schon die Bezeichnung der Sprache als Francotheotisca beweist, dass Stuss seine Kenntniss nur aus Hickes schöpfte, dessen Urtheil über das Werk er dann abdruckt. Schliesslich citiert er aus Humphred Wanleys „Catalogus historicocriticus librorum veterum septentrionalium, qui in Angliae Bibliothecis manuscripti exstant", Oxoniae 1705 p. 225, den Anfang des Werkes folgendermassen: „*Manega waron the sia iio mod gespon that siu bigunnun Word Godes reckean that giruni that thi ricco Crist undar mancunnea*

maritha gifrumida mit Wordun ende mit Wercun“, also ohne jede Interpunction oder Versabbrechung und mit mannigfaltigen Fehlern.

Wohl veranlasst durch diese Abhandlung erschien 1737 in denselben Beiträgen (IV. B. XVI. Stück I p. 497) ein ausführlicher Bericht über Hickes Thesaurus nebst einer genauen Inhaltsangabe; auch auf spätere Besprechungen dieser Gegenstände wird hingewiesen, doch sind sie ausgeblieben, wie so manches, was in Betreff des Heliand versprochen ist.

Der Cottonianus selbst aber war in dieser Zeit glücklich einem Schicksal entgangen, welches so manches Manuscript noch vor seiner Drucklegung verichtet hat. Bei einem Brande in Westminster 1731*) gelang es, die Handschrift den Flammen zu entreissen.

C.

Klopstock und sein Kreis.

In den nächsten 30 Jahren, von 1737 bis 1767, habe ich keine Spuren entdecken können, welche auf eine Beschäftigung mit dem Heliand deuteten, und erst Klopstock, der Sänger des Messias, der begeisterte Freund altdeutscher Poësie, den also Stoff und Form gleichmässig zu der altsächsischen Messiade hinzog, hat die fast vergessenen Studien aufs Neue angeregt. Er schreibt bereits am 22. Juli 1768 aus Bernstorf an seinen Freund Michael Denis**):

---

*) Cf. Schmeller II, Prooemium p. VII, Anmerkung †

**) Abgedruckt in „Michael Denis literarischer Nachlass“. Wien 1801. II. Abth. p. 118. Einen anderen Brief an Gleim vom 31. Jan. (wie wohl für „31. Jun.“ zu lesen ist) giebt Sievers a. a. O. p. XVI/XVII wieder.

„ . . . Ihre Nachricht traf mich mitten in der Untersuchung einiger alter deutscher Fragmente an, denn ich habe vor, eine kleine Sammlung davon herauszugeben. Unter andern hat mir eine Entdeckung nicht wenig Freude gemacht. Ein sächsischer Dichter hat unter Ludwig dem Frommen so gut geschrieben, dass von seiner Zeit an bis zur Reformation mir kein deutscher Scribent vorhanden zu sein scheint, der ihm gleicht.“ Den Codex selbst kennt er aus Hickes, ob er aber die Notiz von dem Verfasser aus Eccard, Du Chesne oder Flacius entnommen hat, bleibt ungewiss. Er sagt nur in dem angeführten Brief an Gleim: „Ich glaube sein Zeitalter in einer Stelle eines Geschichtsschreibers unter Ludwig dem Frommen gefunden zu haben. Dieser redete von einer poëtischen Uebersetzung der Bibel, die dieser Kaiser von einem sächsischen Dichter hätte machen lassen.“ Dieser „Geschichtsschreiber“ ist eben der Verfasser der Praefatio. „Ich bin jetzt“, fährt er in dem Brief an Denis fort, „dahinter her, eine Abschrift, die, und zwar nicht bei uns, sondern in Engelland übrig ist, zu bekommen“, und fügt bewundernd hinzu: „Die Sprache des Sachsen klingt vortrefflich, ach, dass wir sie verloren haben.“ Einen Theil dieser gewünschten Abschrift besorgte ihm im September desselben Jahres 1768 der Däne C. F. Temler, welcher seinen König Christian VII auf einer Reise durch Frankreich und England begleitete, wie Sievers (a. a. O. p. XVI), der aber diesen Brief an Denis nicht erwähnt, richtig combiniert hat. So schrieb Klopstock Anfang 1769 erfreut an Gleim, dass er bereits etwas aus dem Codex besässe und bald eine ganze Abschrift zu besitzen hoffte, welche er dann herausgeben wolle. Seine Hoffnung hat sich indess nicht verwirklicht, auch seine Bemühungen blieben erfolglos,

und selbst die Temlerschen Excerpte wurden erst neunzehn Jahre nach ihrer Abfassung veröffentlicht, und zwar in Suhm-Nyerups „Symbolae ad literaturam teutonicam antiquiorem" Hafniae 1787.*)

Auch Klopstock kann nicht genug die „alte Kernsprache" rühmen, in der so „manches vielbedeutende poëtische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben" sich findet, ja er will „in der Sprache der Sachsen ehstens einige dithyrambische Strophen machen;" doch habe ich diese ebensowenig, wie seine oben angekündigte Sammlung altdeutscher Bruchstücke in seinen Schriften entdecken können.

In der Zeit zwischen der Abfassung und der Veröffentlichung der Temlerschen Auszüge, sind nun von Carl Michaeler in den „Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum, Moesogothicae, franco-theotiscae, anglosaxonicae, runicae est islandicae aliarumque", Oenoponte 1776, P. III, p. 52—84 gleichfalls Excerpte aus dem Cottonianus abgedruckt. Doch sind dies, wie von der Hagen im „Literarischen Grundriss zur Geschichte der deutschen Poësie", Berlin 1812, p. XXV angiebt, nur Wiederholungen aus Hickes, und Michaeler wird auch nur von einigen älteren Literarhistorikern, zum Beispiel von E. J. Koch (a. a. O. p. 21), von L. Wachler („Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur", Lemgo 1794, B. II, Abschnitt 6 p. 83) und zuletzt von Bouterweck („Geschichte der Künste und Wissenschaften" u. s. w., 1812, III. Abth.,

*) Cf. Sievers a. a. O. p. XVII, der in einigen unwesentlichen Angaben zu berichtigen ist: C. F. (nicht J. F., wie er angiebt) Temlers Excerpte stehen bei Suhm-Nyerup, Spalte 129—146 (nicht 148); die eine Stelle beginnt v. 2231, nicht v. 2230, und die von ihm erwähnten unzusammenhängenden Verse stammen aus der Speisung der Fünftausend, nämlich v. 2843b — 2846a, ferner „*an grase gruomon*" v. 2850 und „*fif thusundig*", V. 2872.

Band 9 p. 70) erwähnt, sein Buch scheint also keine grosse Verbreitung gehabt zu haben.

D.

Gérard Gley.

Da sollte es die französische Revolution sein, welche wenigstens mittelbar, fördernd in die Entwicklung des Heliandstudiums eingriff.

Die hochgehenden Wogen der Bewegung in Frankreich hatten einen Abbé Gérard Gley, der 1761 in Gérardmer in Lothringen geboren und dann vor den Revolutionsmännern seiner Heimath geflüchtet war, nach Bamberg getrieben. Hier wurde er Lector der französischen Sprache und Lehrer am Gymnasium und beschäftigte sich sehr viel mit dem Studium der deutschen, vor Allem der altdeutschen Sprache — für einen Franzosen, welcher, wie er selbst sagt, „erst in seinem dreissigsten Jahre die deutsche Sprache zu buchstabieren angefangen hatte", eine sehr achtungswerthe Leistung. Bei seinen literarischen Streifzügen in der Bamberger Dombibliothek fiel ihm nun zufällig die langgesuchte deutsche Heliandhandschrift in die Hände, von der man seit Eccard nichts wieder gehört hatte. Er schildert diese Entdeckung mit dramatischer Lebendigkeit in den Nummern 48—51 der Bamberger Zeitung vom Jahre 1805 folgendermassen:*) „Man muthmasste wohl, dass sich auch in Deutschland, und zwar in Franken, eine zweyte Handschrift davon (nämlich vom Cottonianus) befände, es konnte aber Niemand bestimmt sagen, wo sie anzutreffen wäre. Ich besuchte die reichhaltige Bibliothek des Domkapitels zu Bamberg am 2. October 1794; den schönen Tag werde ich nie vergessen. Unter den kostbaren Ueberbleibseln

*) Cf. Neue Leipziger Literatur-Zeitung. Intelligenzblatt, 11. Stück. Sonnabend, den 2. März 1805, p. 171 ff.

deutscher Kunst, welche ich dort antraf, zog ein ehrwürdiges Manuscript in Quart meine Aufmerksamkeit besonders auf sich; beim ersten Durchblättern hielt ich es an den Schriftzügen für ein Product des achten oder neunten Jahrhunderts, und, nach den wenigen Worten, die ich hie und da von dem Inhalte verstand, sollte es in der alt-franktheotischen Sprache geschrieben seyn." Den letzteren Ausdruck hat er von Hickes entnommen, mit dessen Excerpten ihm sofort ganze Stellen der entdeckten Handschrift übereinzustimmen schienen. „Meine Freude", sagt er, „war desto unbegränzter, da ich von Hickesius gelernt hatte, unser Manuscript nach seinem wahren Werthe zu schätzen. — — — Ich benutzte, so gut ich konnte, den ausgegrabenen Schatz; das Manuscript wurde übersetzt", — aber auch hier sollte ein ungünstiges Geschick jede Beschleunigung verhindern. Mochten die sprachlichen Schwierigkeiten, welche sich dem landfremden Entdecker entgegenstellten, allzugrosse gewesen sein, mochten ausserhalb seiner Macht liegende Gründe die Verzögerung bewirkt haben, erst fünf Jahre später, 1799, machte Gley die erste Anzeige von seinem Funde in der Bamberger gelehrten Zeitung im sechsten Stück, und gab im dreizehnten und zwanzigsten einige Proben heraus, darunter das Vaterunser. Nach zwei weiteren Jahren, 1801, wandte er sich an das Bamberger Domcapitel mit der Bitte, Manuscript und Uebersetzung herausgeben zu dürfen. „Die Sache soll", sagt er hierüber, „zwar mit Beyfall aufgenommen seyn; man fand aber dabey, wie es hiess, grosse wichtige Bedenklichkeiten, deren Resultaten man sich nicht aussetzen wollte". Diese ziemlich dunkle Andeutung erhält durch eine andere Bemerkung Gleys etwas Licht, in der er von der „itzigen aufgeklärten Regierung" spricht, welche die

Herausgabe sicher begünstigen werde. Danach werden die „Bedenklichkeiten" wohl religiöser Art gewesen sein, erhoben durch priesterliche Unduldsamkeit. So führten auch Gleys Bestrebungen zu keinem abschliessenden Resultate, und in der richtigen Erkenntniss, dass es ihm „zwar nicht an gutem Willen, wohl aber — als einem Ausländer — an Kräften und an anderen Hülfsmitteln fehlte, ein solches Werk gehörig zu benutzen", überliess er die weitere Ausbeute seines Fundes dem Meininger Bibliothekar Wilhelm Friedrich Reinwald.

Doch bevor ich zu diesem und zu den weiteren Schicksalen der Bamberger Handschrift übergehe, sei es mir erlaubt, in kurzen Zügen den Eindruck zu schildern, den Gley's Entdeckung in der wissenschaftlichen Welt hervorgerufen hat. Der erste Literarhistoriker, welcher von ihr spricht, ist August Kinderling in seiner „Geschichte der Niedersächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache" Magdeburg 1800, III, p. 202. Er berichtet über diese „merkwürdige und erfreuliche Entdeckung" sehr ausführlich und giebt eine klare und verständige Uebersicht über das, was Hickes und Eccard auf literarhistorischem, ästhetischem und metrischem Gebiete vermuthet und festgestellt hatten. Selbstständig fügte er dann zum Beweise, dass der Dialekt wirklich niedersächsisch wäre, einige zwanzig Beispiele aus der Laut- und Formlehre hinzu und druckte auch das Vaterunser nach der Bamberger Handschrift ab. Lebhaft beschäftigten sich auch die Zeitschriften mit der neuen Entdeckung. Aus den angeführten Nummern der Bamberger Zeitung gingen Gley's Ausführungen in Nr. 9 des Rochschen „Allgemeinen literarischen Anzeigers" über, aus welchem Reinwald zuerst von der ganzen Angelegenheit Kunde erhielt; in Nr. 145 der „Aurora" von 1804, in Nr. 24 des

„Freimüthigen“ von 1805 wurde der dringende Wunsch nach Veröffentlichung ausgesprochen; in der „neuen Leipziger Literatur-Zeitung“ vom 2. März 1805,*) in Nr. 174 der „Jenaer Literatur-Zeitung“ von 1809 und in andern Blättern, von von der Hagen und Bouterweck in ihren erwähnten Literaturgeschichten, überall wird auf die grosse Entdeckung Gley's hingewiesen und er selbst zum Teil mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken beehrt.

Wenn auch seine sprachlichen Kenntnisse nicht die gepriesene Tiefe besassen — nennt doch J. Grimm (a. a. O. p. LXXIV) seine „Langue et litterature des anciens francs“ Paris 1814, in der er seine grammatischen Beobachtungen niederlegte, „leichte, ungründliche Waare“ — so zeugen seine die ästhetische Seite betreffenden Bemerkungen von sicherem, künstlerischem Urtheil. Ihm ist sogleich, und er ist der erste, der dieses ausgesprochen hat, die Aehnlichkeit mit Otfried und dabei doch die grosse innere Verschiedenheit beider Werke aufgefallen. „Ich fühlte, da ich unsern Franken las“, sagt er,**) „ein gewisses Feuer, welches ich nie bemerkte, wenn ich den schleppenden Otfridus las; auch schien mir der erstere mehr ausgesucht und reicher an Ausdrücken.“ Also auch hier wiederum dieselbe „copia verborum“, welche einst dem Praefator und, unabhängig von ihm, Georg Hickes aufgefallen war. Nach der stilistischen Seite hin schien ihm aber „jeder Satz mehr Rundung“ zu besitzen und, alles in allem, „die ganze Sprache weit lieblicher zu klingen.“ Hiermit hat Gley einen der interessantesten Punkte der ganzen Heliand-

*) Dieser Zeitschrift sind die vorausgehenden Notizen entnommen.

**) cf. Neue Leipz. Lit.-Ztg. a. a. O. p. 172.

forschung zuerst berührt, die Vergleichung des Werkes mit der Otfriedischen Evangelienharmonie.

Wir sehen also schon bei den Gelehrten des vorigen Jahrhunderts alle die Fragen über Sprache und Metrum, Verfassser und Abfassungszeit, Verhältnis zur Praefatio und Vergleichung mit Otfried angeregt, welche die spätere Wissenschaft so lebhaft beschäftigt haben.

E.

W. F. H. Reinwald.*)

Endlich also schien es, als wenn die hochgespannten Erwartungen der Gelehrtenwelt bald in Erfüllung gehen sollten, hatte doch Gley sein gesamtes Material in die berufeneren Hände Reinwald's gelegt. Dieser, herzoglicher Bibliothekar in Meiningen und seit 1787 mit der Lieblingsschwester Schillers, Christophine, verheirathet, hatte sich eingehend mit dem deutschen Altertum beschäftigt und war auch bereits productiv thätig gewesen, indem er das Glossar zu Zahns Ulfilasausgabe geliefert hatte.**) Während das Bamberger Original-Manuscript 1804 in die Central-Bibliothek nach München gebracht wurde — es wird nach dem neuen Aufenthaltsorte nunmehr Monacensis genannt — erhielt Reinwald drei verschiedene Abschriften zur Collationierung: Erstens die von einem Ordensgeistlichen Namens Stanislaus Baumgartner mühsam verfertigte diplomatisch genaue Nachzeichnung des Originals, welche das Domstift bei der Uebersiedelung des Codex nach München zurückbehalten

*) cf. Max Löwisch Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, 28. B. p. 104—111.

**) J. Grimm (Göttinger Gel. Anz. 1831, B. I, 8. Stück p. 67. Kleine Schriften Berlin 1871 V. p. 104.) nennt dasselbe, allerdings nur „sehr mittelmässig"

hatte, zweitens eine diplomatisch-genaue und drittens eine, nach Art der heiligen Schrift in Capitel und Verse eingetheilte Abschrift von Gley selbst. Bei den mannigfaltigen Lücken aber, welche der Monacensis aufwies und welche durch die von Hickes und Nyerup aus dem Cottonianus abgedruckten Stellen bei Weitem nicht alle ergänzt wurden, hielt er es für seine Pflicht, sich eine vollständige Abschrift des Cottonianus zu verschaffen, um hiernach das Werk herauszugeben. In einem Briefe*) an Schiller aus dem Juli des Jahres 1804 klagt er darüber, dass die englische Handschrift noch immer nicht einmal abgeschrieben sei. „Der Codex modert in England, die Zeit ätzt die Blätter und bleicht die Schrift, er dient den Britten zu nichts, als zu totem Kabinetsstück, und uns Deutschen könnte er für unsere alte Sprache soviel nützen! Wie könnte man wohl eine Abschrift — das heisst eine Buchstäblich richtige — davon erhalten?" Lange waren seine Bemühungen erfolglos, endlich gelang es ihm, in England eine Abschrift anfertigen zu lassen, das Manuscript wurde abgesandt, hoch erfreut zeigte er bereits seinen Erfolg an, da wurde das Schiff, welches das Schriftstück trug, gekapert – es war ja während der napoleonischen Kriege — und sein Inhalt ging verloren. So war es diesmal der Krieg, welcher die langgehegten Hoffnungen und Erwartungen wieder vernichtete. Die nun folgenden gewaltigen kriegerischen Ereignisse in Deutschland selbst waren auch nicht dazu angethan, friedliche gelehrte Bestrebungen zu begünstigen; und als es dann Friede geworden war im Lande, starb Reinwald, am 6. August 1815.

Seine fast ganz vollendete Bearbeitung des

*) Abgedruckt in „Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald" von Wendelin von Maltzahn. Leipzig, 1875, p. 252/253.

Monacensis, denn die Verzögerung der Herausgabe war nur durch den mangelnden Text des Cottonianus veranlasst, kam nach München zu den übrigen Papieren, welche den Heliand betrafen. Das sehr sauber geschriebene Concept, welches nur verhältnismässig wenig Correcturen und Aenderungen aufweist, verehrte Reinwald's Wittwe Ludwig Bechstein.*) Durch die Freundlichkeit meines verehrten Lehrers, des Herrn Professor Reinhold Bechstein habe ich dasselbe für die folgenden Zeilen benutzen können.

Die ersten Blätter des Manuscriptes (in Quartformat) nimmt eine ausführliche „Einleitung" ein, aus welcher aber, ausser einer kurzen Skizzierung des Inhaltes nur das hervorgehoben werden soll, was einen wirklichen Fortschritt im Vergleich zu dem früheren Stand der Forschung bezeichnet. Der erste Abschnitt der Einleitung behandelt die „Literatur", das heisst die beiden Handschriften und deren äussere Schicksale. Der zweite, betitelt „Muthmassliche Herkunft der Cottons. Evang. Harmonie" bespricht ausführlich das Verhältnis des Werkes zur Praefatio. Weil, um seine Argumente kurz anzuführen, erstens das vorliegende Werk eine solche sächsische Bibelparaphrase ist, wie sie die Praefatio schildert, weil zweitens die Schlussverse:

„Coeperat a prima nascentis origine mundi
„Quinque relabentis percurrens tempora secli"
u. s. w.

mit den Worten des Heliand v. 10: „En (aldar) was iro nohtan biforan endi thiu fiv uuaran agangan" übereinstimmen, und weil drittens die in der Praefatio erwähnten „mystischen Erklärungen" sich in der

*) cf. „Mittheilungen aus dem Leben der Herzöge zu Sachsen-Meiningen". Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Halle, 1856, p. 77/78.

That im Werke finden, wäre ein Zusammenhang der Praefatio mit der Evangelienharmonie „ziemlich wahrscheinlich". Während also Eccard die Beziehung der Praefatio auf den Heliand nur muthmasste — er sagte „suspicor" — sucht Reinwald den Beweis hierfür anzutreten, und seine Gründe sind noch jetzt die Hauptargumente der Verfechter dieser Ansicht. Er trennt aber mit Recht, was später vielfach versäumt ist, die beiden Fragen: „Bezieht sich die Praefatio auf den Heliand?" und „Ist sie wirkliche Geschichtsquelle?" Man kann das erste sehr wohl zugeben, ohne dabei auch das zweite annehmen zu müssen.

Der Abschnitt a des dritten Theils behandelt die Sprache des Werkes. Diese ist nach ihm „die echte rein altsächsische und zwar westphälischen Dialekts", was er gegen Hickes und Adelung*) mit reichlichen Beispielen nachweist. Es würde zu weit führen, auf die drei Seiten umfassenden grammatischen Bemerkungen einzugehen, dagegen sei es mir erlaubt, seine Auseinandersetzungen über den „Stil" (III b,) einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Als eigentliche Dichtung will er, und das ist sein Hauptirrtum, das Werk nicht gelten lassen, sondern er nennt es „cadenzirte Prosa mit poëtischen Ausdrücken". Die puncta metrica, auf die Hickes hingewiesen, oder wie Reinwald sagt, die Commata „taugen schlechterdings nicht zur Richtschnur der Auflösung in Zeilen",

*) Adelung ist der Letzte, welcher das Werk noch den Franken zuschreibt. Er nennt die Sprache „Ostfränkisch", („Mithridates oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vaterunser als Sprachprobe", Berlin 1809, II. Th. IV, A. 3. p. 277), in welchem „beyde Mundarten", nämlich Nieder- und Oberdeutsch, „schon mehr abgeschliffen und in einander verschmolzen" erscheinen. Er setzt auch die Abfassungszeit um ein Jahrhundert zu spät an, nämlich um 1020.

sodass es also formal kein Gedicht genannt werden könne. Und doch charakterisiere sich der Stil als poëtisch, durch „die erwänten poëtischen Ausdrücke", durch „die freye, den Numerus befördernde Stellung der Sätze, fast nach lateinischer Art" und durch „die bis zum Ueberdruss wiederholten Synonymen". Diese tadelnde Bemerkung verallgemeinert er später, wenn er sagt, „Hickes habe den ästhetischen Werth der Paraphrase fast über Verdienst" erhoben. Es ist dies die erste absprechende Bemerkung sowohl über eine besondere Eigentümlichkeit, als auch über die ganze künstlerische Bedeutung des Heliand, die erste Reaction, welche sich gegen eine blinde, allzu kritiklose Bewunderung des Werkes geltend machte. Die weitere Entwicklung wird zeigen, dass sie nicht die einzige geblieben ist: stets, wenn die Wogen der Bewunderung am höchsten gingen, hat die nüchterne Kritik auch die schärfsten Urtheile über den ästhetischen Werth des Heliand gefällt. Die sprachliche Bedeutung ist aber von Allen in gleicher Weise anerkannt worden. So rühmt auch Reinwald die Sprache „wegen ihrer Sanftheit, wegen der leicht zu regelnden Formen, und eines Wörter-Reichthums, in welchem keine Uebersetzung ins heutige Deutsch nachkommen kann". Aber auch die literarischen, besonders die Verfasserfrage unterzieht er eingehender Betrachtungen. „In Ansehung des Verfassers der Paraphrase sind wir bis jetzt im Dunkeln, nur dass aus der prosaischen und besonders der poëtischen Vorrede (vorausgesetzt, dass sie wirklich auf unsere cotton. Ev.-Harm. gehet) soviel erhellet, er sey ein Landmann gewesen, der vorher des Ackerbaues gepflogen und dessen Beruf zu seiner Arbeit eine Eingebung im Traum gewesen"; danach müsste dann Eccards Hypothese vom Bischof Badurad nicht statt finden. Hierzu ist am Rande des Manuscriptes, also

wohl später nachgetragen, die Bemerkung geschrieben, „also ein Naturdichter". So tritt zum ersten Mal dieser für die ganze Entwicklung der ästhetischen und literarischen Fragen — fast möchte ich sagen — verhängnissvoll gewordene Ausdruck „Naturdichter" auf, von welchem ausgehend man später das ebensoviel Kunstfertigkeit wie Gelehrsamkeit verrathende Werk durchaus zu einem „Volksgedicht" gestempelt hat. Reinwald selbst ist sich allerdings des Gegensatzes zwischen einem „agricola" als Dichter und dem Inhalt des Werkes vollkommen bewusst. Er findet es „auffallend, das dieser Landbauer hier und da manche gelerte Notiz verräth, zum Beispiel ausser seinen schon oben erwänten mystischen Erklärungen, die Herleitung von Jericho im 33. Capitel und die sinnreiche Dichtung von Satans Plan im 53. Capitel — vorzüglich musste er die Angelsächsische Poësie und namentlich die unter Caedmon's Namen existirende Paraphrasirung des 1. Buchs Mose stark studirt haben, aus welcher alle die sonderbaren dichterischen Ausdrücke der seinigen entlent sind. Kaum lässt sich dieses mit seinem Stande vereinbaren, oder er müsste ein vorzüglich begeisterter genialischer Mensch gewesen sein." Vor diesem Dilemma bleibt Reinwald stehen, ohne weitere Consequenzen aus den Widersprüchen zu ziehen, oder andererseits unsichere Hypothesen zu bauen. — Im folgenden letzten Theil (IV) der Einleitung giebt er eine genaue Beschreibung der Handschriften und der Abweichungen in der Orthographie beider, worauf dann die genaue Wiedergabe des Monacensis mit Varianten, Uebersetzung und Anmerkungen unter dem Text folgt.

Es ist sehr zu bedauern, dass Reinwald's Werk nicht herausgegeben und somit die Veröffentlichung des Heliand weitere zwanzig Jahre aufgeschoben ist.

Aber wäre es herausgegeben, so bezweifle ich sehr, ob Jacob Grimm Recht behalteu hätte, der an der erwähnten Stelle der Göttinger gel. Anz. sagt: „Ohne Zweifel würde man . . . . durch Alles, was Reinwald . . . . zur Aufhellung des Textes hätte bieten können, dennoch wenig befriedigt worden sein.“ Reinwald hat allerdings — was durchaus nicht verschwiegen werden soll — das formelle Grundprincip der Dichtung, die Alliteration, nicht erkannt, er ist überhaupt über die poëtische Form wenigstens im Unklaren gewesen; was er aber über die äussere Geschichte der Texte sagt, ist grundlegend für Schmeller und damit für alle Späteren gewesen, seine Bemerkungen über den Stil und die Praefatio sind zum Theil heute noch massgebend, seine sprachlichen Auseinandersetzungen erheben sich hoch über das Niveau der damaligen grammatischen Wissenschaft und Text und Uebersetzung sind mit Fleiss und Genauigkeit und durchaus wissenschaftlich behandelt, beziehungsweise angefertigt. Ohne dabei Schmeller's Verdienste zu schmälern, der fünfzehn Jahre nach Reinwald's Tode endlich die langersehnte Ausgabe veranstaltete, und zwar auf Grund der Reinwald'schen Papiere,*) darf man mit Recht behaupten, das Reinwald's Antheil an dieser Arbeit, also auch an dem Erfolge, nicht der kleinste ist.

---

*) Schmellers Abhängigkeit von Reinwald sieht man am deutlichsten aus gemeinsamen Irrtümern und kleinen Versehen. Diese finden sich zum Beispiel in den „Versus de poëta“, welche Schmeller offenkundig nach der fehlerhaften Abschrift Reinwalds und nicht nach dem Original (Flacius oder Du Chesne) mittheilt, nämlich v. 1 „latos“ für „laetos“ und v. 15 „suam modico“ für „suam in modico“. Was also Windisch (a. a. O. p. 115) für Conjecturen oder Fehler Schmeller's hält, ist auf Reinwald's Rechnung zu setzen.

F.

B. J. Docen und F. H. von der Hagen.

Während Reinwald noch mit den Vorarbeiten zu seiner Ausgabe beschäftigt war, veröffentlichte der Münchener Gelehrte Bernhard Joseph Docen in seinen „Miscellaneen zur Geschichte der Teutschen Litteratur", München, 1807, II p. 3 ff. ein grösseres Stück (v. 4271—4452) aus dem Münchener Codex, welches auch in von Aretin's „Beiträgen" B. VII p. 3—30 abgedruckt ist. Es ist der Abschnitt von der Zerstörung Jerusalem's und dem Weltende. Seine Ausführungen in der Einleitung decken sich im Wesentlichen mit den erwähnten Reinwald's, den er aufs Wärmste lobt. Auch seinem Commentar liegen die Noten Reinwald's zu Grunde, denen er selbst noch einige hinzugefügt hat, weil an einer Stelle, die, wie diese, dem Schluss näher ist, wie dem Anfang, die fortlaufenden Anmerkungen „nicht mehr so ausführlich in das Einzelne gehend seyn können." Während somit die Publication Docen's, so erfreulich sie auch für die Verbreitung der Kenntnis des Heliand war, keinen Fortschritt in der Forschung bezeichnet, wird in einer Recension dieser Arbeit sozusagen der Schlussstein der Voruntersuchungen gesetzt. Es muss nämlich auffallen, dass bis dahin noch Niemand auf die eigentliche formale Grundlage, das leitende Kunstprincip der ganzen Dichtung, auf die Alliteration hingewiesen, ja, ausser Hickes, nicht einmal versucht hatte, durch Versabtheilung die poëtische Gestalt auch äusserlich hervortreten zu lassen, trotzdem die, wenn auch bisweilen falsch gesetzen puncta metrica der Handschriften dazu herausforderten.

Da ist es von der Hagen's*) Verdienst gewesen, auf diese wichtigen Dinge zuerst hingewiesen zu haben. Es war in einer Recension der Docenschen Publication in Nr. 174 der Jenaer Literatur-Zeitung vom 27. Juli 1809. Die Auseinandersetzungen, welche er an dieser etwas verborgenen Stelle niedergelegt hat, zeigen, dass der verdiente Herausgeber so vieler mittelhochdeutscher Denkmäler auch die alte Zeit in vollem Masse beherrschte. Er wünscht nun vor Allem, „dass auf die Puncte der Urschrift stärkere Rücksicht genommen wäre. Es ist zwar", in Docens Einleitung, „bemerkt, dass dieselben zur Andeutung des Rhythmus bestimmt sind, nicht aber, dass sie zugleich das bestimmen, was die eigentliche Grundlage desselben und der ganzen nordischen Verskunst ist, nämlich die Zeilen oder Verse nach der Alliteration oder dem Buchstabenreim abtheilen. Dass diese hier wirklich absichtlich und ganz entschieden ausgedrückt, ist ebenso unverkennbar, als unläugbar ist, dass die Puncte nicht überall an dem rechten Orte stehen." Dann folgen längere vortreffliche Ausführungen über die Natur der Stabreimpoësie im Allgemeinen, und deren Anwendung bei den nordischen Völkern und den Angelsachsen, worauf es in Betreff des Heliand weiter heisst: „Hiernach müssen also . . . . die Verse abgesetzt werden, sodass jetzo, um die Interpunction nicht zu stören, die grossen Buchstaben an die Stelle jener Puncte treten. . . . . Diese Versabtheilung, sowie die genau damit verbundene und ebenso vernehmliche Alliteration, sind für die Wahl der einzelnen Wörter, den Ausdruck, die Wendungen, die Stellung und Fügung und damit für die Auslegung ja selbst für die Ver-

*) Nachträglich finde ich diese Angabe auch von Loewisch a. a. O. p. 111 bestätigt.

besserung des Textes gewiss sehr bedeutend, sowie aus dieser also erkannten und dargestellten poëtischen Form auch erst ein gewisser in dem Ganzen wehender poëtischer Geist erklärbar wird". Auch die übrigen Auseinandersetzungen von der Hagen's über die Praefatio, die Verschiedenheiten der beiden Handschriften und so weiter sind höchst bemerkenswerth und Alles beweist einen sichern kritischen Blick und genaues Verständnis der Sache, sodass es fast bedauerlich erscheint, dass er sein Herausgebertalent nicht auch an dieser Dichtung bewährt hat.

Docen aber hat immerhin das Verdienst, dass er der erste deutsche Gelehrte gewesen ist, welcher ein grösseres Stück des Werkes selbstständig herausgegeben und somit weiteren Kreisen Deutschlands zugänglich gemacht hat.

G.

Die letzten Jahre vor Schmellers Ausgabe.

Die Herausgabe des ganzen Werkes wurde, nach Reinwalds Tode 1815, durch die allzugrosse deutsche Gründlichkeit noch weitere fünfzehn Jahre verzögert. Anstatt den Text nach dem vorliegenden und bereits mehrfach abgeschriebenen Monacensis mit Berücksichtigung der aus dem Cottonianus bekannten Ergänzungen einfach wiederzugeben, suchte der Königlich bayrische Bibliothekar Joseph Scherer in München, der nunmehr die Herausgabe unternahm und dem alle Arbeiten Gley's und Reinwald's zur Verfügung standen,*) wie Schmeller (I. praef. p. XI) sagt, „nimio fortasse eruditionis apparatu editionem suam adornare." Darum standen Jacob Grimm für die erste Auflage seiner Grammatik (Göttingen 1819) nur die wenigen von Hickes und Nyerup aus

*) Sie sind von Sievers a. a. O. p. XVIII aufgeführt.

dem Cottonianus und von Gley, Reinwald und Docen aus dem Monacensis veröffentlichten Fragmente zur Verfügung. Ausserdem hatte er sich selbst in München ein Capitel aus der dortigen Handschrift abgeschrieben, aber vergebens gesucht, sich mehr zu verschaffen. So musste er denn die sächsische Declination und Conjugation nach dem geringen Material, es war etwa ein Sechstel des Ganzen,*) ausarbeiten.

Im Uebrigen wird der Heliand in den Jahren 1810—1830 von den Literarhistorikern vielfach erwähnt, aber oft ohne Berücksichtigung der neuesten Untersuchungen, und es werden auch keine Gesichtspuncte aufgestellt, welche einen Fortschritt in der Forschung bezeichneten. Einen vorzüglichen Ueberblick über die gesamte Literatur giebt die mehrfach erwähnte Literaturgeschichte von von der Hagen und Büsching (a. a. O. p. XXIV ff.), während das in demselben Jahre 1812 erschienene Werk von Bouterwek (a. a. O. B. IX p. 70 ff.) in diesem Falle durchaus nicht auf der Höhe der Wissenschaft steht. Er erwähnt mit keinem Worte die Praefatio und will das Gedicht, welches „schwerlich aus dem fünften Jahrhundert" stammte, „über die Zeit Karls des Grossen" hinausrücken. Auch citiert er nur Michaeler und Adelung, welche beide recht irrtümliche Ansichten über den Heliand geäussert haben, und fügt dann in einer beiläufigen Schlussnotiz hinzu: „Eben lerne ich noch, dass es auch in Deutschland Handschriften dieses Codex giebt. S. Herrn Docens Miscellen." Wachler und Scheller**)

*) cf. Grimm: Deutsche Grammatik I. Einleitung p. LXV.

**) „Handbuch der Geschichte der Litteratur von Dr. Ludwig Wachler. Zweiter Theil, zweite Umarbeitung, Frankfurt 1823, Zeitraum I § 4, 4, p. 21. „Lehrbuch der Litteraturgeschichte" von Dr. Ludwig Wachler. Leipzig 1827, V, p. 226. „Bücher-

begnügen sich gleichfalls mit kleinen Notizen und auch Koberstein bemerkt nur kurz: „Das älteste Denkmal der (nämlich geistlichen) Art ist die in alliterirenden Zeilen abgefasste niederdeutsche Evangelienharmonie aus dem Zeitalter Ludwigs des Frommen, der die Ausführung dieses Werkes einem berühmten sächsischen Dichter aufgetragen hatte. Das Werk erstreckte sich ursprünglich auch über das alte Testament.“ Koberstein schliesst sich also in dieser seiner ersten Ausgabe ganz den Aussagen der Praefatio an, welche er für lautere Geschichtsquelle hält; ein Standpunkt, von dem er von Ausgabe zu Ausgabe mehr und mehr abgewichen ist. Etwas bedingter drückt sich von der Hagen (a. a. O. p. XXIV) aus: „vermuthlich ein Theil der ganzen Bibel, welche Ludwig der Fromme . . . . für die neubekehrten Sachsen, durch einen Sänger dieses Volkes, in Versen übersetzen liess“. Jacob Grimm aber, der noch im Jahre 1812 den Zusammenhang zwischen der Praefatio und dem Heliand angezweifelt hatte,*) spricht sich sieben Jahre später ganz entschieden für einen solchen aus (Deut. Gram. p. LXV): „Nach der lateinischen . . . . Vorrede . . . hatte Ludwig der Fromme die Bearbeitung einem berühmten sächsischen Dichter aufgetragen. Sein Name und das vollständige Werk, welches sich nicht auf die Evangelien beschränkte, sondern auch über das alte Testament erstreckte, sind nicht auf uns gekommen“. —

---

kunde der sassisch-niederdeutschen Sprache“ von Dr. Karl F. A. Scheller; Braunschweig 1826, p. 3. „Grundriss zur Geschichte der deutschen National-Litteratur“ von August Koberstein; Leipzig 1827. § 29 p. 27.

*) Die Brüder Grimm: Die beiden ältesten Deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert; Cassel 1812 p. 35 „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig dem Frommen auf sie (die altsächsische Evangelienharmonie) in Zweifel zu ziehen.“

Während dieser Zeit also schien es, als ob die endliche Herausgabe durch Joseph Scherer wenigstens gesichert sei; da erkrankte dieser und musste die begonnene Arbeit wieder aufgeben.*) Er starb im Jahre 1829. Ein Jahr später sollte dann sein Nachfolger in München J. Andreas Schmeller die langersehnte Ausgabe zu Stande bringen. Ueber diese sowie über die weitere Entwicklung der Forschung hoffe ich an anderer Stelle berichten zu können.

*) cf. Schmeller I praef. p. IX.